

Er ist doch ä Jud

17. Oktober 1913

Geehrter Herr!

Daß Sie in der letzten Nummer der 'Fackel' die Zuschrift eines Lesers aufgenommen haben, in welcher der Ausruf: »Er ist doch ä Jud« wiedergegeben wird, kann ich nicht als vollen Beweis von Mut betrachten.

Dagegen muß es Mut und Wahrhaftigkeitsgefühl bekunden, wenn Sie der Beantwortung folgender zwei Fragen, die sich ja schon alle Ihre Leser gestellt haben müssen und die für viele, darunter auch für mich ein psychologisches Rätsel bedeuten, nicht aus dem Wege gehen.

1. Glauben Sie, daß Ihnen nichts von allen den Eigenschaften der Juden anhaftet?

2. Welche Stellung nehmen Sie zu dem Satze der Rassenantisemiten, dem auch Lanz—Liebenfels beipflichtet, ein: »Aus der Rasse kann man nicht austreten«?

Ich halte in Ihrem Interesse die Auseinandersetzung mit Ihrem Leserkreis über diese Fragen für notwendig. Hochachtend

Ich bin anderer Ansicht und halte die Auseinandersetzung in meinem Interesse mit meinem Leserkreis über gar keine Frage für notwendig. Ich halte in meinem Interesse auch Zuschriften, wiewohl ich sie noch immer bekomme, nicht für notwendig und halte sogar alle Sorgen, die sich die intelligenten Leute im allgemeinen und über mich im besondern machen, nicht für notwendig. Auch ist es nicht meine Sache, mir meinen Kopf von fremden Leuten zerbrechen zu lassen. Auch ist es nicht mein Geschmack, mit andern Leuten in einem gemeinsamen Problem zu wohnen oder das nächstbeste zu beziehen, das mir einer offenhält. Denn so pflegen meine Arbeiten nicht zu entstehen. Ferner muß ich es ablehnen, außer den Proben von Mut und Wahrhaftigkeitsgefühl, die ich schon von selbst leiste, mir noch Fleißaufgaben stellen zu lassen. Da mein Tag ohnehin aus Überstunden besteht und ich mit der Nacht nicht fertig werde, wollen wir uns diese Zugaben gar nicht erst einführen. Dennoch muß ich bekennen, daß Dinge, die ich aussprechen wollte, oft auf das Stichwort eines beliebigen Lesers gewartet haben und daß ich manchmal für die Offerierung eines vorhandenen Mißverständnisses dankbar war, um die lange vorbereitete Antwort loszuwerden. Der Stein des Anstoßes, den ich wegräume, darf aber darum ja nicht glauben, daß er mir den Weg geebnet hat, und der Frager nicht in der Meinung leben, daß ich mich mit ihm persönlich auseinandergesetzt habe. Sonst tu ichs nicht, sonst bleib ich stehn und schweige.

Ich will antworten, ohne den Schein einer Korrespondenz auf mich zu laden. Und ich antworte umso lieber, als mir die Gesinnung, die bei mir an-

fragt, des Ausrufs: »Er ist doch ä Jud« hinreichend verdächtig erscheint. Ich bemerke vorerst, daß ich, sorglos, so aus dem Tag herauslebend, mir über so wichtige Probleme wie über das Rassenproblem noch gar keine Gedanken gemacht habe. Denn sich Gedanken machen heißt nicht einmal die haben, die es schon gibt, und gerade die machen sich die Leute. Meine Unbildung bringt es mit sich, daß ich über das Rassenproblem kaum so viel auszusagen vermöchte, als notwendig ist, um in einem halbwegs anständigen Kegelklub, der auf sich hält, noch für einen intelligenten Menschen zu gelten. Trotzdem war es möglich, daß ein Fachmann wie der Dr. Lanz von Liebenfels, auf den sich auch mein Prüfer beruft, mich als den Retter des Ario—Germanentums angesprochen hat. Wie das zugeht, weiß ich nicht, da doch diese Rassenantimiten den Satz aufgestellt haben: »Aus der Rasse kann man nicht austreten.« Ebenso wenig wie aus der Schule, in der es unerträglich ist, weil man geprüft wird. Ich habe aber das unbestimmte Gefühl, daß man auch aus dem Leben nicht austreten kann, wenn man sich gleich umbringt, und daß man, ohne sich umzubringen, jenes höhere Leben des Geistes führen kann, dem man doch rettungslos verfallen wäre, wenn man sich umbrächte. So glaube ich wohl, daß man auch innerhalb der Rasse jenen höheren Zustand bewahren kann, der einmal keiner Rasse versagt war oder der, ihr einmal erreichbar, sie nie unerträglich gemacht hätte. So ist es mir wohl auch möglich, Eigenschaften zu hassen, die ich auf jenem Stand der Judenheit, wo sie sich noch nicht von Gott selbständig gemacht hatte, vergebens suchen würde. Dagegen zu behaupten, und damit die erste Frage zu beantworten: daß ich nicht nur glaube, sondern wie aus der Erschütterung eines Offenbarungserlebnisses spüre, daß mir nichts von allen den Eigenschaften der Juden anhaftet, die wir nach dem heutigen Stand der Dinge einverständlich feststellen wollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß hundert Jahrgänge sämtlicher antisemitischer Drucksorten ein feiges Stammeln sind neben der Sprache, die eine einzige Glosse der Fackel spricht, so wollen wir doch der Tendenz solchen Judenhasses die Ehre lassen, daß sie zu einem Ursprung strebt und nie zu einem Ziel. Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mit der Entwicklung des Judentums bis zum Exodus noch mitgehe, aber den Tanz um das goldene Kalb nicht mehr mitmache und von da an nur jener Eigenschaften mich teilhaftig weiß, die auch den Verteidigern Gottes und Rächern an einem verirrtten Volke angehaftet haben. Ich weiß nicht, was heute jüdische Eigenschaften sind. Wenn es nur eine gibt, die alle andern, besseren verstellt, Machtgier und Habsucht, so sehe ich die auf alle Völker des Abendlandes gleichmäßig und nach dem Ratschluß teuflischer Gerechtigkeit verteilt, und wenn es dann nur noch eine gibt, den singenden Tonfall, in dem sie ihre Geschäfte besorgen und besprechen, so sage ich, daß ihn die anderen auch treffen, denn es ist der Tonfall, der das Rollen des Geldes wohlgefällig begleitet. Es ist die Sprache der Welt, es ist ihre Sehnsucht und wir dürfen sie, müssen sie darum als einen jüdischen Zug ansprechen, weil es die Mission der Juden war, dank ihrer Überredungsgabe, Ausdauer und größeren Übung im durch die Welt kommen dieser diese Eigenschaften anzuhängen.

Nun lebt aber jener inferiore Antisemitismus, der zu feige, um dem Ansturm des kosmopolitischen Judentums nicht zu erliegen, sich an der ehrwürdigen Beute einer vom Judentum selbst verratenen Lebensart schadlos hält. Und diesem Antisemitismus ebenbürtig lebt ein Renegatentum, dessen Egoismus nicht jener heimliche Altruismus ist, der in die Zeiten wirkt und kommenden Geschlechtern das Leben erleichtert, sondern der um einer unmittelbaren sozialen Geltung willen sich den Feinden anbietet. Hier ist der Einwand: »Er ist doch ä Jud« völlig an jenem Platze, den der Jude selbst um den Preis zu be-

herrschen sucht, daß er Christ wird. Jetzt frage ich aber eine der zehntausend christlichen oder jüdischen Hundeseelen, die mir, seitdem ich sie hasse, mein Judentum apportieren: ob sie wirklich auch nur einer Zeile, die ich je geschrieben habe, oder einer Handlung, die ich getan habe, das Streben anrichten können, wenngleich wollen, mich durch eine Aversion gegen jüdische Dinge in jenen Kreisen lieb Kind zu machen, deren Aversion gegen die jüdischen Dinge ein wohlfeiler Spott ist und ein Kinderspiel gegen die meine. Ob sie mich wirklich für einen solchen zielstrebigen Trottel oder auf den Kopf gefallenen Haderlumpen halten, daß ich Händlern und Wechslern nur nahetrete, um ihr eigenes Geschäft zu machen. Ob sie wirklich glauben, daß ich darauf aus sei, das Judentum, dem ich entstamme, zu »verleugnen«, um etwa mit Grafen, Offizieren und Prälaten verkehren zu dürfen. Ich will es ja nicht in Abrede stellen, daß ich, dessen politische Anschauungen, wenn ich überhaupt welche habe, hinter der französischen Revolution stehen geblieben sind, Grafen, Offiziere und Prälaten im Prinzip für bessere Verbündete der menschlichen Gesittung halte, als Spekulanten, Psychologen und Originalberichterstat-ter. Daß ich allen Rückschritt nur perhorresziere, weil er sich vom Fortschritt zur Umkehr verleiten läßt, und allen Zwang nur, weil er die Erpressungen der Freiheit duldet, und daß meine Auflehnung nur einem Staate gilt, der ein Schutzverband ist seinen Feinden, und mein Feuer einem Hausherrn, der seinen Einbrechern die Laterne hält. Die Karyatiden vorn, die sind noch sein Besitz! Wer aber glaubt darum, daß ich um einer schäbigen Ambition, um eines Geschäftes, um einer Eitelkeit willen solch armen Besitzern zuliebe rede, kurz um aller jener Wünsche willen, die ich in den für Ambition, Geschäft und Eitelkeit sachverständigen Kreisen viel müheloser, schneller und ausgiebiger befriedigen könnte? Wer glaubt, daß ich den Vorteil, den ich nicht fände, mir von der Verachtung, die ich ernten würde, versüßen lassen wollte? Und daß nicht mehr Ehre dort zu holen ist, wo mehr Geld ist und mehr Presse? Wo die Unterdrückten die Unterdrücker unterdrücken? Jeder Schritt, den ich getan habe, war ein verzweifelter Versuch, an solcher Geltung einzubüßen, die zu gewinnen die Hoffnung eben jener ist, die kalten Herzens ihren Stamm verraten würden, wenn solche Anstrengung heute noch nötig und wenn es nicht viel schöner wäre, ein Jud zu sein und dennoch Österreich zu beherrschen!

Es konnte also nur die maßlose geistige Unterernährung, die das Leben der Phrase herbeigeführt hat, sotane Verkennung meiner Absichten ermöglichen. Aber sie ist so toll, daß ich vielmehr glaube, das Entsetzen einer auf den Vorteil eingerichteten Gesellschaft vor einem, der gegen den Vorteil lebt, habe sich hier in die Notwehr der Verleumdung gerettet. Das Um und Auf meiner politischen Gesinnung besteht darin, daß ich diesem aller Männlichkeit abtrünnigen und allen Glauben zu sich herabzweifelnden Wesen den Ruin der Welt und des Staates im besondern zuschreibe, dieses Staates, der in Wahrheit der Exponent aller Unruhe ist und alles femininen Verfalls. Ich kann daraus keinen Leitartikel, aber tausend Gedichte machen. Und weiß dabei nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, an jeden Atemzug, den ein Gedanke braucht, um Wort zu werden, so viel Leidenschaft und Weltentbehrung zu wenden, daß man es einem Werk von fünfzehn Jahren nicht ansieht, und so die Zeit zu vergeuden, die sich die Händler und Genießer der Literatur nur vertreiben wollen. Ich weiß nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, das Buch Hiob lesenswert zu finden, und ob es Antisemitismus ist, das Buch Schnitzlers in die Ecke des Zimmers zu werfen. Und zu sagen, daß die Schriften der Juden Else Lasker—Schüler und Peter Altenberg Gott und der Sprache näher stehen, als alles was das deutsche Schrifttum in den letzten fünfzig Jahren, die Herr Bahr lebt, hervorgebracht hat. Mit der Rasse kenne ich mich

nicht aus. Wie sich die Dummheit deutschvolklicher Schriftleiter und Politiker das denkt, wenn sie mich als einen von den ihren anspricht, und wie sich der koschere Intellekt das zurechtlegt, wenn er mich als einen von den unsern reklamiert, und umgekehrt — das weiß ich nicht, das geniert mich nicht, das geht mir bei einem Ohr hinein und zum Hals heraus. Ich weiß nicht, ob es antisemitische Streberei ist, den Kärntnerstraßenjuden, der nie in den Tempel geht, aber am 18. August in die Pfarrkirche von Ischl, für beiweitem keine so erfreuliche Erscheinung zu halten wie Herrn Bielohlawek, und ich weiß nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, einen alten Schnapsschänker im Kaftan kulturvoller zu finden als ein Mitglied der deutsch—österreichischen Schriftstellergenossenschaft im Smoking. Ich weiß das alles nicht. Wie es mit mir beschaffen ist, kann ich nicht sagen, wenn es nicht aus meinem Lebenswandel ersichtlich ist. Ich glaube, daß hier wie überhaupt bei der Erschaffung des Menschen und bei der Erschaffung der Werke durch den Menschen, höhere Einflüsse im Spiele sind, als sich bei gebildeter Betrachtung des Rassenproblems zeigen mag. Denn wer beim Wissen stehen geblieben ist, wo man geradezu ahnen kann, wird mit diesen Dingen ja doch nicht fertig. Immerhin ist es gut, daß der Prüfer, der mehr fragt als hundert Weise beantworten können, mich auf Lanz von Liebenfels verweist, der dem Problem gewiß als Forscher, nicht als Versammlungsredner gegenübersteht. Dieser hat mich für den Retter des Ario—Germanentums erklärt, da er aber inzwischen durch Information erfahren haben dürfte, daß ich jüdischer Abkunft sei, sich offenbar eines Mißgriffs schuldig gemacht. Oder er wußte es, weiß es, und hält seine Meinung trotzdem aufrecht: dann ist er eines Widerspruchs verdächtig. In jedem Fall habe nicht ich, sondern hat er die Sache aufzuklären. Er hat es aber schon getan und der Prüfer wird nichts dagegen haben, daß ich ihn zur Lösung des psychologischen Rätsels an den Sachverständigen zurückverweise, auf den er sich beruft. Man kann nicht aus der Rasse austreten. Aber im Jahr 1910, im 40. Heft der Monatsschrift 'Ostara', hat jener Forscher ein Gutachten erstattet, das zu zitieren nicht die bekannte Eitelkeit, sondern die Höflichkeit gegen einen Wißbegierigen gebietet:

Im Grunde sind sie eine mediterran—mongoloide Mischrasse; bei den höherstehenden und edler veranlagten Typen ist stets heroischer Rasseneinschlag ... Diesem blonden Judentypus entstammen sehr viele Genies, die sich teils durch hervorragenden Intellekt, teils durch ehrenwerten Charakter auszeichnen, letzteres insbesondere dann, wenn der mongolische Einschlag nicht gar groß ist. Dem intellektuellen Typus gehörte z. B. Heinrich Heine an, während z. B. Spinoza und Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener 'Fackel' (entschieden der größte jetzt lebende deutsche Prosaist), jenem Typus angehören, der hervorragenden Intellekt mit einer vornehmen Gesinnung verbindet.

Man sieht, dieser Forscher hilft sich mit blond und schwarz. Die Eitelkeit gebietet nur festzustellen, daß ich den Fall Heinrich Heine vielmehr jenen Fällen angliedern möchte, die schwarz sind und deren intellektuelle Hochzuchtung sie weitab vom Genius führt. Dagegen glaube ich nicht, daß diesem der mongolische Einschlag unbequem und die Weltordnung auf die Erhaltung des germanischen Typus abgezielt ist. Doch darüber weiß ich nichts und ich wurde ja zum Glück nur aufgefordert, Farbe über meine Rasse, nicht die Farbe meiner Rasse zu bekennen. Ob meine Antwort hinreichend Mut und Wahrhaftigkeitsgefühl bekundet hat, kann ich auch nicht wissen. Wenn es der Fall ist, möchte ich mir die Gegenfrage erlauben, ob es jüdische Eigenschaften sind, oder nur solche, die für jüdische Eigenschaften keinen Spielraum

mehr lassen. Eine meiner schlechtesten Eigenschaften ist, daß ich im Gegensatz zu meinen Lesern mir nur ungern Meinungen bilde und daß ich meine, es sei viel besser, Eigenschaften als Meinungen zu haben. Ich meine aber, wenn sich ein Schwergeprüfter doch eine Meinung erlauben darf, daß es Eigenschaften gibt, die andere ausschließen. Bin ich zum Beispiel mutig und wahrheitsliebend, so kann ich nicht auch praktisch und gewinnliebend sein. Meint eben jener Lanz v. Liebenfels von einem jüdischen Autor:

»Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit«,

so kann er nicht auch der Meinung sein, daß ich jeden fremden Schmerz als Wohltat empfinde und jede Sensation als Gelegenheit. Bin ich ein Vielschreiber, dem jeder Buchstabe zum Wundmal wird: wer wird behaupten können, daß ich ein Journalist bin? Es müßte denn eine jüdische Eigenschaft sein, keine zu haben. Das kann vorkommen, so sind schon Religionen entstanden, aber unsere Zeit ist vor solchen Weiterungen bewahrt. Bleibt nur noch, daß es eine jüdische Eigenschaft sein könnte, eine Doppelnummer, der die armen Schächer des Humors genau das doppelte Geschäft von einer einfachen Nummer nachweisen können, vernichten zu lassen, weil ich entdeckte, daß ein Fragezeichen der Welt eine Grimasse schneidet, anstatt daß ein Rufzeichen ihr eine Zuchtrute stellt!

Notizen

Vorlesungen

Brünn, im Deutschen Haus, am 21. Oktober.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 22. Oktober:

I. Ich und das Publikum / Ich und das Judentum (Manuskript von »Er ist doch ä Jud«) II. Der Löwenkopf oder Die Gefahren der Technik / Tod und Tango (Manuskript) III. Mir schwirrt der Kopf; Was ist uns Arad!; Verzicht ernster Männer auf die Erfüllung schwerer Berufspflicht; Aus der Glosse: Die geborenen Flieger; Allright, da schau i ja; Ob der Bauernschreck nicht ein Grubenhund ist?; Ein sympathischer Dichter, Pfl eget den Fremdenverkehr / Der Neger / Die Schuldigkeit / Der sterbende Mensch.

Die nächste Wiener Vorlesung findet Mittwoch, den 19. November im Kleinen Musikvereinssaale statt.

* * *

»Wie jeder Mensch eine Physiognomie hat, nach der man ihn vorläufig beurteilt, so hat auch jedes Zeitalter eine, die nicht minder charakteristisch ist. Denn der jedesmalige Zeitgeist gleicht einem scharfen Ostwinde, der durch Alles hindurchbläst. Daher findet man seine Spur in allem Tun, Denken, Schreiben, in Musik und Malerei, im Florieren dieser oder jener Kunst: Allem und Jedem drückt er sein Stempel auf: daher z.B. das Zeitalter der *Phrasen ohne Sinn* auch das der Musiken ohne Melodie und der Formen *ohne Zweck und Absicht* sein mußte. Höchstens können die dicken Mauern eines Klosters jenem Ostwinde den Zugang versperren; *wenn er sie alsdann nicht gar umreißt*. Darum also erteilt der Geist einer Zeit ihr auch die äußere Physiognomie. Den Grundbaß zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart: nach ihr

richten sich zunächst alle Ornamente, Gefäße, Möbel, Geräte aller Art, und endlich selbst die Kleidung, nebst der Art Haar und Bart zu stutzen. (Der *Bart* sollte, als halbe Maske polizeilich verboten sein. Zudem ist er, als Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht, *obszön*: daher gefällt er den Weibern. Er ist stets das Barometer der geistigen Kultur gewesen, bei Griechen und bei Römern: unter den Letzteren war Scipio Africanus der erste, welcher sich rasierte [Plin. N. Hist. L.VII, c. 59], und unter den Antoninen wagte sich der Bart wieder hervor. Karl der Große litt ihn nicht: aber Im Mittelalter kulminierte er bis Heinrich IV. inclus.; Ludwig XIV. schaffte ihn ab.) Die jetzige Zeit trägt, wie gesagt, durch Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, den Stempel der Charakterlosigkeit. — — Wie wird ihre Außenseite, in Bildern und Bauwerken erhalten, einst der Nachwelt imponieren! Ihre feilen Demokoken benennen sie mit dem charakteristisch wohlklingenden Namen »Jetztzeit«, nämlich als wäre sie die Gegenwart *κατ ηξοχην*, die von aller Vergangenheit vorbereitete und endlich erzielte Gegenwart. Mit welcher Ehrfurcht wird die Nachwelt unsere, im elendesten Rokokostil der Zeit Ludwigs XIV. aufgeführten Paläste und Landhäuser betrachten! — Aber schwerlich wird sie wissen, was sie, auf Konterfeien und Daguerrotypen ¹, aus den Schuhputzerphysiognomien mit Sokratischen Bärten und aus den Stutzern im Kostüme der Schacherjuden meiner Jugend machen soll ². — — —

Die *Zeitungen* sind der Sekundenzeiger der Geschichte. Derselbe aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle, als die beiden andern, sondern geht auch selten richtig. Die sogenannten »leitenden Artikel« darin sind der Chorus zu dem Drama der jeweiligen Begebenheiten. Übertreibung in jeder Art ist der Zeitungsschreiberei eben so wesentlich, wie der dramatischen Kunst: denn es gilt, aus jedem Vorfall möglichst viel zu machen. Daher auch sind alle Zeitungsschreiber, von Handwerks wegen, Alarmisten: dies ist ihre Art sich interessant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei Allem, was sich irgend regt, sogleich ein lautes Gebell erheben. Hiernach hat man seine Beachtung ihrer Alarmtrompete abzumessen, damit sie Keinem die Verdauung verderbe, und soll überhaupt wissen, daß die Zeitung ein Vergrößerungsglas ist, und Dies noch im besten Fall: denn gar oft ist sie ein bloßes Schattenspiel an der Wand ³. — — — — —

Es ist in der Literatur nicht anders, als im Leben: wohin auch man sich wende, trifft man sogleich auf den inkorregibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, Alles erfüllt und Alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Literatur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht, und ihn erstickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechtswegen den guten Büchern und ihren edlen Zwecken gehören, an sich, während sie bloß in der Absicht, Geld einzutragen, oder Ämter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht bloß unnütz, sondern positiv schädlich. Neun Zehntel unserer ganzen jetzigen Literatur hat keinen andern Zweck, als dem Publikum einige Taler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Rezensent fest verschworen. — Ein verschmitzter und schlimmer, aber erklecklicher Streich ist es, der den *Literaten, Brotschreibern und Vielschreibern* gegen den guten Geschmack und die wahre Bildung des Zeitalters gelungen ist, daß sie es dahin gebracht haben, die gesamte elegante Welt am Leitseile zu führen, in der Art, daß diese abgerichtet worden, a tempo zu lesen, nämlich alle stets dasselbe, nämlich das

1 Fotografien

2 »Parerga und Paralipomena« Band II § 238

3 § 238

Neueste, um, in ihren Zirkeln, einen Stoff zur Konversation daran zu haben: zu diesem Zweck dienen denn schlechte Romane und ähnliche Produktionen aus einmal renommierten Federn. ... Was aber kann elender sein, als das Schicksal eines solchen belletristischen Publikums, welches sich verpflichtet hält, allezeit das neueste Geschreibe höchst gewöhnlicher Köpfe, die bloß des Geldes wegen schreiben, daher eben auch stets zahlreich vorhanden sind, zu lesen, und dafür die Werke der seltenen und überlegenen Geister aller Zeiten und Länder bloß dem Namen nach zu kennen! — Besonders ist die belletristische Tagespresse ein schlaues ersonnenes Mittel, dem ästhetischen Publikum die Zeit, die es den echten Produktionen der Art, zum Heil seiner Bildung, zuwenden sollte, zu rauben, damit sie den täglichen Stümpereien der Alltagsköpfe zufalle. — Daher ist, in Hinsicht auf unsere Lektüre, die Kunst, nicht zu lesen, höchst wichtig. — — — ¹ «

Schopenhauer.

Ein Blutzeuge

Vor etwa zwei Jahren habe ich, »zum Tod eines Begrabenen« ², dessen Leben beklagt. *Sigmund Wilhelm* war gestorben, den ich in der Reihe jener in den Wiener Redaktionsstuben eingemauerten Begabungen gesehen hatte: die »mit der Nahrung die Verachtung gereicht bekamen; denn sie hatten Geist und Herz und waren darum nie auf einen grünen Zweig gekommen«. Ich erwähnte das Gedenkblatt des trotz ursprünglicher Begabung beliebt gewordenen Eduard Pötzl, das dem Verstorbenen mit Anstand alle Ehre gab und nur an einer Stelle weniger Nekrolog als Autobiographie war: jener habe »sein Leben lang erbittert gegen *ungreifbare Feinde* gekämpft, mit denen *anders Veranlagte* überhaupt nicht mehr anbinden, weil es eben *zwecklos* ist«. Ich fand, daß hier einer einem die eigene Nachgiebigkeit zum Vorwurf mache. Immerhin schien sich mir diese Erinnerung in wohltuender Art von den Notizen des Gesindels zu unterscheiden, »dem ein toter Schriftsteller weniger gilt als die lebendigen Kaffeesieder, die beim Begräbnis mitgehen«, und das kaum mehr als ein Dutzend Phrasen für einen Mann aufbrachte, »dessen Wert es nicht gekannt und dessen Lebensstile es nicht gehört hatte«. Sie drang, sagte ich, »öfter aus ihrer Zelle zu mir, nicht nur, wenn sie ihr Einverständnis mit einem Schreibenden bekunden wollte, der den Geist gegen die Zeitung schützt«. Der Jammer des Berufs, sagte ich, »konnte sich doch nicht besser als an der Leistung Wilhelms darstellen, soweit sie getan und soweit sie verhindert war«. Ich sprach von einem »erdrosselten Talent«, und daß ich eben, unter dem Eindruck eines Artikels von ihm, daran gewesen sei, den Siebzigjährigen zu entdecken: »da floß die Stimmung dieses Blatts, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen«, und es blieb nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er dem »einsamen Spatzen«, seinem toten Freunde Ludwig Porges, nachgesagt hatte:

Er ist bloß ein empfindsamer, einschichtiger Mensch gewesen, mit einem eigenartigen Zug von angesäuerter Lebensfreude in sich, deren Ursachen er keinem Menschen offenbarte, und die vielleicht in verratener Liebe zu suchen waren ... Er ist keiner von den Größen der Publizistik gewesen, aber *in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch, voll edlen Sinnes für das, was die*

1 § 303

2 Heft 336 # 05

Seele zu den Höhen erhebt, ein treues kindliches Gemüt, ein verlässlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns, und wie es dennoch immer finsterner in diesem Leben wird!

»Und es bliebe nur noch zu sagen,«, schloß ich, »daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.« Es konnte also kein Zweifel sein, daß mir dieser eine stille Mensch lieber war als eine Handvoll lebendigen Ungeziefers, wie es der Tag uns zuträgt. Auf solche Feststellung aber reagiert das Ungeziefer teils mit dem Vorwurf der »Sentimentalität«, teils mit dem eigenen Unglauben. Vor allem glaubte es nicht daran, daß dieser arme Berufsträger mit mir mehr einverstanden war als mit ihnen, den »Kollegen«, und daß er es mir gesagt oder geschrieben habe. Dem müßte noch nicht widersprochen werden, wiewohl es die Beleidigung eines Toten ist. An den literarischen Wert seiner Arbeiten, in denen das schlichteste Dingwort einen ganzen Kramladen von Wiener Adjektivschmieragen aufwiegt, glaubte es natürlich auch nicht. Wohl aber war mein Hinweis das Aviso für einen Handel. Ein gewisser Glücksmann, ein stadtbekannter Idealist, der auch eine »Muse« hat, die eine Logenschwester ist, zweifellos einer der schlechtesten Dichter aller Zeiten, fand sich in Gemeinschaft mit einem Blaustrumpf zur Herausgabe der Schriften Wilheims bereit. Ich hätte nie über diesen etwas geäußert, wenn ich gehnt hätte, daß es ihm solche Rettung zuziehen würde, und um mir Aufregung zu ersparen, habe ich mir bis heute den Anblick des Buches mit dem Vorwort, des Br! Glücksmann versagt. Daß ein wertvoller Mensch, der um das Leben betrogen wird, nach dem Tod den Nachruhm mit den Leuten teilen muß, ist zu traurig. Die üblen Gefühle, die sich da einstellen, machen erst einer versöhnlicheren Stimmung Platz, wenn man erfährt, wie er über die Leute gedacht hat, die er für begabter hielt als sich selbst. Und da es auch hoch an der Zeit ist, das Milieu der Wiener Geistigkeit einmal von seinen sachverständigen Opfern beurteilen zu lassen, damit man endlich erfahre, wie parteiisch, gehässig, persönlich und ungerecht meine Angriffe sind, so schiebt sich — bei der Ordnung von Briefen, die eine Kulturgeschichte fünfzehn österreichischer Jahre ergeben sollen — ein kleines Kuvert mit alten Marken, eingeschrieben, vor meine Augen. Ich erkenne sofort die Schrift, und ich erkenne sofort die Pflicht, das durch neun Jahre dem Schreiber bewahrte Vertrauen zwei Jahre nach dessen Tod zu brechen. Die Rücksicht auf eine Existenz, die es zu schützen galt, ist leider Gottes nicht mehr erforderlich.

Das Fremdenblatt erscheint	Fremden—Blatt	Abonnement
----------------------------	----------------------	------------

— — —	— — — —	— — —
— — —	— — — —	— — —

Redaktion

Wien, 21. November 1904

Sehr geehrter Herr!

Mein Gewissen gebietet mir, Ihnen endlich zu schreiben und Sie um Entschuldigung zu bitten. Ich habe Ihnen vor etwa acht Wochen einen Artikel für die 'Fackel' zugesagt und mein Versprechen leider nicht einhalten können. Verdammen Sie mich, wenn Sie es übers Herz bringen, doch bitte hören Sie mich vorerst an!

Wenige Tage, nachdem ich zuletzt mit Ihnen auf dem Graben gesprochen, zog sich zur Abwechslung wieder einmal ein recht arges Gewitter über meinem armseligen Haupte zusammen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ich vor etwa anderthalb Jahren zum erstenmale aus dem 'Fremden—Blatte' hätte hinausgeschmissen werden sollen. In Journalistenkreisen wurde die Sache damals viel besprochen und so denke ich, könnte sie auch Ihnen zu Ohren gekommen sein. Wir hatten damals in der »Elbemühl« einen recht alten Verwaltungsratspräsidenten, den Hofrat Ritter v. Beyer (er kam direkt von der Agramer Septemviraltafel nach Wien und wurde von der Regierung protegirt), dem es nicht einleuchten wollte, daß die Journalisten höhere Gagen bezogen als die Beamten in Agram. Also wollte er »reformieren«. Zunächst ging er den Herren Mendel und Neumann an den Leib, die er partout hinausbringen wollte. Allein es stellte sich heraus, daß diese Herren stärker waren als er — hinter Mendel stand das Ministerratspräsidium, hinter Neumann der mächtige Ritter v. Taussig so daß beinahe der Herr Verwaltungsratspräsident Ritter v. Beyer selbst auf der Gasse gelegen wäre. Da er aber zumindest einen Juden hinauslegen wollte, verfiel er auf den armen Redaktionskuli Wilhelm, der sich Niemandes Protektion erfreute, der sich seit einem Vierteljahrhundert um einen Schund— und Schandlohn schinden mußte und überdies auch noch die Frechheit beging, vor dem Herrn Präsidenten, der sich in der Redaktion ein Zimmer einräumen ließ, nicht fortwährend auf dem Bauch zu liegen.

So warf sich denn der Herr v. Beyer auf mich. Mir fällt da die alte Geschichte vom Dr. Landsteiner von der 'Morgenpost' ein, der eines Tags nachhause kam und — — — Den Sch., der sein bester Mitarbeiter war, konnte er nicht hinauswerfen, die Fanny, die seine Geliebte war, auch nicht — so blieb ihm denn nichts anderes übrig, als das Sofa aus der Redaktion zu entfernen. — Dieses Sofa war nun ich. In einer Verwaltungsratssitzung beantragte Herr v. Beyer meine sofortige Entlassung und begründete seine Forderung damit, daß ich seit den 25 Jahren meines Engagements beim 'Fremden—Blatt' niemals etwas gearbeitet hätte! Die Wahrheit ist, daß ich in den Achtzigerjahren bis tief in die Mitte der Neunzigerjahre hinein sehr viel, wenn auch minderwertiges, gearbeitet habe. Die Wahrheit ist, daß ich mich wie ein Hund geplagt habe und keine Nacht vor 1 bis 2 Uhr die Redaktion verließ. Dies alles wußte der Chefredakteur Hofrat v. Frydmann ganz genau, doch fand er in jener Verwaltungsratssitzung kein Wort der Entschuldigung für mich! Das kommt daher, daß ich mir auch die Gunst des Herrn v. Frydmann, mit dem ich seinerzeit befreundet war, verscherzt hatte.

Durch einen Fremden, den Dr. Paul Waldstein, erfuhr ich von dem gegen mich geplanten Attentat, stellte darüber meinen Chef zur Rede, der sich — zweifellos weil ich auch den Ausläufern seines Rückens nicht die nötige Reverenz erwiesen hatte — überaus kühl benahm, so daß für mich kein Zweifel bestand, daß er dem Antrage Beyers, wenn auch nicht gerade zustimmend, so doch jedenfalls mit einer mir übelwollenden Objektivität gegenüberstand. So setzte ich mich denn hin und schrieb dem Gesamtverwaltungsrat einen Brief, worin ich ganz unverhüllt die Wahrheit sagte: daß ich

in früheren Jahren ein fleißiger und arbeitsfreudiger Mitarbeiter des Blattes gewesen und wie es gekommen, daß ich alle Arbeitslust verloren und zur reinen Maschine herabgesunken sei. Merkwürdigerweise nahm sich meiner im Verwaltungsrate ein anderer — Antisemit an, der Schoeller'sche Prokurist Herr v. Kniep, der gesagt haben soll, es gehe doch nicht an, einen alten Mitarbeiter des Blattes, der vor seinem 25jährigen Jubiläum stehe, so ohne weiters auf die Straße zu setzen. Und so blieb ich noch weiter beim Blatte. Aber die 25jährige Jubiläumsfeier, die meine Kollegen — ich habe 2 bis 3 Freunde unter ihnen — im April d. J. begehen wollten, habe ich dankend abgelehnt. Sogar der Herr v. Frydman hatte bereits 10 Gulden für das Geschenk subskribiert.

Geehrter Herr Kraus! Ich will Sie mit meinen Auseinandersetzungen nicht weiter behelligen. Aber was ich im letzten Jahrzehnt an Kränkungen und Zurücksetzungen bei diesem Blatte erfahren, darüber könnte ich Bände ausfüllen. Und warum? Weil ich das bißchen Existenzminimum an Anständigkeit und Gesinnung für mich in Anspruch nahm, dessen der Mensch bedarf, um leben zu können. Weil ich nicht hinter all den Mächtigen einherkroch und nicht all die ekelhafte Liebedienerei der Lakaienseelen mitmachen wollte, wurde ich selbst von Kollegen in Acht und Bann getan. Und da ich überdies die Frechheit besaß, für bedrückte Kollegen (diese armen Externisten, deren Sie sich in der 'Fackel' annehmen sollten!) einzutreten, kam ich in den Geruch eines Stänkerers, den man am liebsten draußen haben möchte. Sehr verehrter Herr Kraus, ganz unglaublich geht es in dieser Wiener Journalistik zu. Etliche von den Herren, die mit dem Ellbogen und wohl auch mit der Zunge arbeiten, sitzen an der großen Schüssel — die andern aber, das sind die wahren Tintenkulis, sie haben die größte Arbeit und der ganze berechnete Haß der Öffentlichkeit wendet sich ihnen zu — ihre Arbeitskraft wird in der niederträchtigsten Weise ausgenützt. Ich bin nicht mehr so dumm, mich ausnützen zu lassen — aber die armen Teufel! Wehe jedem, der auch nur aufmuckt! Ihm geht es schlecht und niemand nimmt sich seiner an. Etwa die »Concordia«? Daß ich nicht lach'!

Am 20. September nun ging die Hetze von neuem gegen mich los. Der dirigierende Verwaltungsrat Herr v. Leon fand allerlei an mir auszusetzen und verlangte, daß ich mehr arbeiten solle. Ich stellte die Gegenforderung auf Erhöhung der Gage. Diese wurde mir zugesagt, jedoch später von Frydman wieder abgeleugnet. — — Für mich besteht kein Zweifel mehr, daß Frydman mich fallen lassen will. Die Entscheidung über meine Angelegenheit wurde vertagt, da Herr v. Leon bettlägerig ist. — In aller Bescheidenheit kann ich es sagen: wenn ich wirklich fliegen sollte, so bin ich für das bißchen schäbige Ehre, das unser Stand noch besitzt (oder ist das nur eine fixe Idee von mir?) gefallen.

Geehrter Herr Kraus, glauben Sie deshalb nur ja nicht, daß ich ein Heldentum posiere. Die Wahrheit ist, daß ich an Leib und Seele gebrochen bin. Seit Wochen fühle ich mich krank, sehr krank; am liebsten möchte ich mich ins Bett legen und sterben, wenns halbwegs anginge. Die Aufregungen der letzten Tage haben mich zu Grunde gerichtet. So werden Sie es begreifen, daß ich nicht in der Laune sein kann, für ein Blatt wie die 'Fackel' zu schreiben, wo

vor allem Elastizität und Frische des Geistes erforderlich ist. Bedenken Sie, daß ich Familienvater bin. Ich habe — glauben Sie nur ja nicht, daß ich an Verfolgungswahn leide — selbst im Büro so viele Feinde, die mir übel wollen, daß ich mich wohl hüten muß, für ein Kampfblatt wie die 'Fackel' zu schreiben. Und wenn ich aus dem 'Fremden—Blatt' hinausgeworfen oder hinausintrigiert werde, wer nimmt sich meiner an — etwa die feige »Concordia«? Zwar hat mir Eduard Pötzl — der einzige Mensch, der mir von meinen alten Freunden gut geblieben ist — vor länger als einem Jahr schon zugesagt, daß ich im Notfall beim 'Tagblatt' Unterschlupf finden könnte — aber nach den Vorfällen der letzten Wochen werden Sie es begreiflich finden, daß es mich selbst zu den Fleischtöpfen des 'Tagblatt' nicht sonderlich hinzieht.

Nochmals bitte ich Sie also, verehrter Herr Kraus, um Entschuldigung. Sie werden ja meine Situation begreifen und Sie werden die Güte haben, mir die Absolution zu erteilen. Sie sind ja ein guter und einsichtsvoller Mensch.

Ich schliesse, verehrter Herr Kraus, mit der Bitte, diesen Brief als vertraulich zu behandeln. Ich wünsche aufrichtigen Herzens, daß Ihnen die Enttäuschungen erspart bleiben mögen, die mir leider in so reichem Maße zuteil geworden sind. Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen der frische Mut nie versiegen möge in dem großen Kampf gegen das infame Gesindel.

Recht sehr bitte ich Sie, mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und von meiner ganz besonderen Verehrung für Ihre Person überzeugt zu sein,

womit ich ganz ergebenst zeichne
Sigm. Wilhelm.

Ich stelle noch fest, daß mir von diesem Manne, den ich nur selten und zufällig sah, außer diesem Seufzer und ein paar zustimmenden Briefen, die auch Angelegenheiten seines religiösen Gefühles betrafen, nie irgendetwas mitgeteilt wurde, was einer »Information« aus dem Berufskreise, an den er gefesselt war, auch nur ähnlich sah. Im Gegensatz zu andern Journalisten, anderer Zeitungen, die ohne zu leiden oder zu klagen, ohne ihr Milieu zu verachten und ohne mich zu achten, die Stelle zu finden glaubten, wo man Rankünen gegen ihresgleichen ablagern könnte. Am 23. November 1911 war mein Nachruf erschienen, in dem kaum ein Hauch von dem Jammer enthalten war, um den ich seit genau sieben Jahren wußte. Heilige Judenzahl! Ein wahrhaft Frommer, der unter dem Aussatz leben mußte, klagt so und malt so ein Bild des Grauens von denen, die dem Volk den Geist vermitteln. Und nun mögen sie ihn totschweigen.

Tod und Tango

(Als ich hörte, daß einer in einer Bar getanzt habe)

5. Februar

In einem Hause in der Taborstraße hat sich gestern nachmittag als Schlußakt eines ehelichen Dramas eine entsetzliche Bluttat zugetragen ...

Ein vorzüglicher Gesellschafter und flotter Tänzer, hat der aus angesehener Familie stammende Mann auf einem Kränzchen seine um acht Jahre jüngere Frau kennengelernt. Er verliebte sich in das bildhübsche Mädchen, und noch im selben Fasching fand die Verlobung statt ... Mit seiner Braut und deren Eltern machte er sehr viele gesellschaftliche Veranstaltungen mit und er sowohl wie auch seine Braut waren überall sehr gern gesehen. Auch nach der Hochzeit nahmen die beiden regen Anteil am gesellschaftlichen Leben, und oft fiel bei Ballfesten das elegante Paar auf, das als das beste Tänzerpaar bei hiesigen Elitelläden galt ...

Wie Freunde des Mannes behaupten, hatte er Grund zur Eifersucht und geriet in eine solche nervöse Gereiztheit, daß er seiner Sinne kaum mehr fähig war.

Vor vierzehn Tagen leitete die Gattin die ersten Schritte zur Ehescheidung ein ... Gestern mittag kam er in die Wohnung seiner Schwiegermutter, um mit seiner Frau zu sprechen ... Es kam in Anwesenheit der Mutter zu einer heftigen Auseinandersetzung, und plötzlich zog er einen Steyr—Repetierrevolver (Kaliber 6.35) hervor, legte an, trat knapp vor seine Frau hin und setzte ihr die Waffe an die Brust ... Sie sank, mitten ins Herz getroffen, mit einem Aufschrei zusammen. Hierauf kehrte er die Waffe gegen sich selbst .

29. April

... er konnte am Leben erhalten werden ... Wie wir erfahren, ist die Ehetragödie, die im Februar dieses Jahres besonders in Wiener Gesellschaftskreisen Aufsehen erregte, auf ebenso interessante wie überraschende Weise zum Abschluß gebracht worden ... wurde nun das Verfahren gegen ihn eingestellt und er auf freien Fuß ge-

setzt ... Das psychiatrische Gutachten ergab, daß er die Tat im Zustande vorübergehender Sinnesverwirrung verübt hat.

... nimmt nunmehr wieder seine Tätigkeit in dem Bankinstitut auf, die durch diesen traurigen Fall unterbrochen wurde ... ist nicht etwa geisteskrank, so daß zu seiner Anhaltung in einer Anstalt kein Grund vorhanden ist. Wie er mitteilt, hat er vom ersten Tage seiner Verhaftung an seinen Gehalt von der Bank weiter erhalten, wo man auf seine Rehabilitierung bestimmt gerechnet habe. Er erklärt, daß er nach einem längeren Erholungsurlaub, den sein noch immer leidender Zustand erheischt, wieder auf seinen Posten im Bankverein zurückkehren werde.

... war eine in der Wiener Gesellschaft bekannte Figur. Man sah ihn mit seiner Gattin bei nahezu sämtlichen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Als elegante Tänzer standen sie regelmäßig im Mittelpunkt des Interesses.

Zwei Tänzer, er und sie, doch wollte sie mit ihm nicht mehr, nur mit dem andern tanzen.
Er nur mit ihr, und da sie ihm entsprang,
holt' er sie ein und trieb sie um den Tisch
im Tanz. Und so nahm er sie um die Taille,
und kam zu nah und drückte sie zu Tode.
Und blieb am Leben, als er selbst sich traf
und ward für den verbotnen Tanz verhaftet.
Die Presse fand den Fall sehr intressant,
galant, pikant, charmant, nicht larmoyant,
doch weil es einer von den ihren war,
mit ihr verwandt, Geschworne sind imstand,
fand sie den Fall im höchsten Maß genant.
Er war vom Bankverein und lebenslustig;
wie schade, hieß es, daß der Trennungsschmerz
ihn übermannt, er war nicht bei Verstand,
er hatte Grund, sie waren stadtbekannt,
wer hätt' es am Concordiaball geahnt,
u. a. genannt, in jedem Tanz gewandt,
was will man mehr, ein bißl überspannt,
sonst tanzten sie noch heut und jetzt verliere
die Wiener Creme und ausgerechnet jetzt
die besten Tänzer, in der Hochsaison.
In dieser Tonart schrieben sie, nicht fassend,
ein Bankbeamter solle Mörder sein
und wenn schon, wegen Mords verurteilt werden.
Der Angeklagte soll in seine Bank,
nicht auf die Bank des Angeklagten kommen!
Mord ist kein standesmäßiges Delikt.

Steckt die Behörde solchen Mörder ein,
ist sie instand und faßt auch die Betrüger!
Dies tut sie nicht und jenes tu' sie nicht.
Ein Bankbeamter, der gemordet hat,
ist nicht bei Sinnen. Im Moment der Tat
war er meschugge, damals wenigstens.
Der Bankverein war gleichfalls dieser Ansicht
und die Psychiater schlossen sich ihm an.
Und in die Zelle kam die frohe Botschaft,
der Bankbeamte werde nur beurlaubt,
nicht pensioniert und habe Anspruch auf
Gehaltserhöhung, denn dem Institut
sei er jetzt unentbehrlich und darum
ernenne es ihn gleich zum Prokuristen.
Die Psychiater waren auch der Ansicht.
Es sei kein Zweifel, daß der Prokurist
sinnungsverwirrt war im Moment der Tat,
so daß der Sinnsverwirrte glauben konnte,
er sei schon, was er damals noch nicht war,
er sei im Tatmoment befördert worden,
kein Mörder in der Tat, doch im Moment
ein Prokurist. So ward er im Moment
der Tat, noch eh er ihrer angeklagt,
schon freigesprochen, daß er gar nicht wußte
wie ihm geschah, und er verwirrt im Sinn,
ganz Prokurist, an seine Arbeit ging
und anfangs seine Bank, die zu ihm hielt,
für jene andre, die ihm drohte, hielt,
und über beide Bänke sprang und tanzte,
wie er gewohnt es war von Kindesbeinen.
Doch kam es so, wie es die Psychiater
mit kundigem Blick erkannt: Die Sinnsverwirrung
war nur vorübergehend, ganz normal
verlief hierauf die weitere Entwicklung.
In dieser Stadt, in der die besten Grüßer
die besten Bürger sind, die besten Tänzer
jedoch die Helden, hier macht nichts unmöglich.
Der Freispruch ist nichts anderes als der Mord:
Jourunterhaltung und Friseurgespräch,
das der Betroffene gleich selber führt,
und sitzt das Messer ihm noch an der Kehle,
so ist es vom Barbier, und überstand er's,
zieht ihm die Neugier ein Triurnphspalier,
durch das er in ein anderes Café geht.
Doch geht er, wenn er will, auch in das alte,
weil man sich gar nicht zu genießen braucht.
Und wird mit höherem Gehalt und Ansehn
das, was er war, ein Liebling der Gesellschaft,
und geht bei Tag ins Amt, bei Nacht zum Tanz.
In diesem Tanz der sittlichen Instanzen,
bei dem die alte Gardedame Themis
darum besorgt war, daß die liebe Jugend
nicht sitzen blieb, sondern im Gegenteil

das Tanzrecht sich eroberte, war alles
all right, korrekt und ging so wie am Schnürchen,
das selbstverständlich nicht des Henkers war.
Die Psychiater waren sachverständig.
Wenn sie auch keine Spielverderber sind,
wars ihnen dennoch ernst mit ihrem Ausspruch.
Von Protektion kann keine Rede sein,
denn dieser Angeklagte war kein Jud.
Er war das Taufkind eines höhern Richters.
Doch dies Gerücht bekümmert kein Gericht;
und wenn es wahr ist, umso wichtiger war es,
den Fall vor der Verhandlung abzuschließen.
Denn eh man zuläßt, daß die zwölf Geschwornen
den Ehmann, der die Frau erschossen hat,
freisprechen, spricht man lieber gleich ihn frei.
Geschworne sind imstand und sprechen frei.
Sie sprechen gern den Mann, der eine Frau,
sei's wegen Eifersucht, sei's wegen Habsucht,
sei es in Wien, sei es in Leitmeritz,
ermordet hat, von Straf und Skrupel frei.
Nur wenn ein Doppelselbstmord fehlgegangen,
dann schicken sie den Elenden zum Galgen;
doch wenn es dem Gesellen eines Schlossers
gelingen ist, die glüh'nde Eisenstange
dem lang gequälten Lehrling in den Bauch
zu stoßen, sprechen die Geschwornen frei.
Solch sprunghaft ungewisser Volksjustiz,
die heute so und morgen anders urteilt,
entzieht man besser einen bessern Menschen
und lieber früher als später stellt man fest,
daß ihm der Sinn verwirrt war, als ers tat.
Wie aber? Ist mir nicht der Sinn verwirrt?
Was seh ich? Eine zitternde Matrone
zum Tod verurteilt wegen Hysterie?
Im Klimakterium tötet sie den Mann,
der sie verließ, sie rächt den letzten Wunsch
nach einer Mitlust, die nur Mitleid ist,
nicht ihr Verstand, ihr Schoß schoß auf den Mann
und die Psychiater wissen es und sagen,
sie sei trotz alledem verantwortlich?
Zwar im Affekt, doch auch aus Eitelkeit
hat sie die Tat verübt und ihre Schuld
sei nur der übertriebene Egoismus? —
Ihr Götter, wenn ihr Mitleid mit ihr habt,
mit Themis, eurer welk gewordenen Schwester,
so schützt sie, duldet nicht, daß sie den Henkern
zum Opfer falle, die so blind wie sie!
Seht hin, o seht, wer für dieselbe Tat
zum Tod verurteilt, wer befördert wird.
Seht dieses Jammerbild der greisen Wollust,
seht, wie der Tod den Lebemann verschont.
Seht dort die Mutter und die jüngere Tochter,
sinnesverwirrt seit dem Moment der Tat,

von der das Blut nicht aus dem Zimmer schwindet,
jetzt angstvoll auf die Türe, ob nicht wieder
der Mann mit dem Revolver komme, starren.
Er tut nichts Böses mehr. Wie geht es ihm?
Was macht er nun? Begeht den Tag der Tat,
den Jahrestag der Frau, die er verloren?
Sie tanzten beide, eines ist gestorben.
Fastet er einmal? Oder tanzt zur Trauer?
Warum nicht, recht hat er, ein junger Mann,
sagt die Gesellschaft, soll sich amüsieren.
Er schlägt die Zeit jetzt tot, was bleibt ihm übrig,
da er doch seine Gattin nicht mehr hat?
Sie starb am Tanze, er ist lebenslustig.
Genug lang saß er, während rings die Welt
im alten Tanz sich drehte, und den neuen,
den Tango, in der Zwischenzeit erfand.
Soll solch ein Tänzer ihr verloren sein?
Er kam zurecht, er holte alles ein,
er ist auf freiem Fuß, er schwingt das Bein,
geht in die Bank und von der Bank zur Bar.
Wo ist die Tänzerin? 's ist bald ein Jahr,
da fiel sie hin, da lag sie auf der Bahr.
Und er tanzt weiter, Menschen sehen zu,
das Sinnverwirrende läßt ihnen Ruh.
Wer ist es? Wer? Wer betet dort? Wer lebt?
Wer tanzt dort mit dem Knie? Wer springt und schwebt?
O unerhörte Möglichkeit der Welt,
die nicht dem Chaos in die Arme fällt,
die so ermüdet, weiter dazu singt
und so erschüttert, nicht in Splitter springt!
Unschuldig ist der Tänzer, schuld die Zeit,
nicht zu vergehn bei solcher Lustbarkeit!
Die Nacht entflieht vor solchem Solotanz,
doch wird es Tag und solch ein Tag bleibt ganz.
Und er hat Stunden. Keine aber weckt
das Leben zum Gebet und keine schreckt
die Sünde, keine mahnt und keine klagt
und keine dumpf ihr vivos voco sagt
und keine Glocke weint ihr mortuos plango.
Das Leben starb. Die Mörder tanzen Tango.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jähoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3